

Die Neue Welt

Nr. 22

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

I.

Ein paar Meilen landeinwärts vom Meer, wo das Land anfängt langsam gegen die Berge anzusteigen, lagen die kleinen Höfe öde und zerstreut, und flache Moore zogen sich dahin, schwarz, mit schilfbegrenzten Wasserspüßen zwischen sanft ansteigenden Hängen, an denen kurzes Haldekraut zwischen großen Steinen wuchs.

Die Straße, die nichts Anderes war, als eine einzige gewissenhaft befolgte Radspur, schlängelte sich zwischen Hügeln und Steinen, so wie bedächtige Pferde sie ausgetreten hatten seit der Zeit, als sie noch mit Packfüßeln gingen. Und kein Pferd, geschweige denn ein Mensch, hatte je über diese eine gewissenhaft befolgte Spur hinaus gedacht.

Die Straße hinab kam ein großer starker Bauernbursche mit hellrothem Haar und Sommersprossen. Er ging, das große Gesicht mit dem dünnen Barte nach Nordwest gewandt, seewärts, der Stadt entgegen und entgegen dem Golde der Abendsonne, das die Spitzen des Haldekrantes bis hinab zum Wasser rührte, in breiten Streifen hinüber zu dem flachen Weststrande wogte und scharf in dem schmalen Meeresstreifen bis unter den Horizont glitzerte. Das Gold schien förmlich in ihn hinein durch seine beiden hellblauen, blinzelnden Augen.

Und in ihm war Alles Gold; er dachte an nichts Anderes, sah nichts Anderes, er ging nur, als ob er schon in Gold gefaßt wäre, nordwärts, der Stadt entgegen, der Stadt, die so stopfenvoll war von Goldschillingen, Goldschillingen und Weibern!

Und doch hatte Törres Schnurzwahl nicht viel richtiges Gold in seinem Leben gesehen. Ein paar vergoldete Rahmen im Pfarrhause hielt er so ziemlich dafür. Aber gestern hatte er zwei echte Goldschillinge vom Viehhändler bekommen, der Schafe für den Engländer kaufte.

Törres nahm die Goldstücke mit sich in seine Dachkammer; er preßte sie in der Hand, ließ sie vorsichtig gegen einen Nagel klingen, roch daran und biß bedächtig in den Rand. Und die ganze Nacht hatte er sie bei sich im Bett, legte sie unter die Wangen oder rieb sie im Halbschlaf aneinander, um zu hören, ob noch beide da wären.

Am nächsten Tage war er wie umgeschaffen. Er wollte zur Stadt, sofort und allein.

Er, der immer von der Stadt redete, aber nie Mutz hatte, wenn die Anderen zu Markte zogen, er, der immer zur Reise in die Stadt gespart hatte, aber nie genug hatte, er war jetzt auf einmal fertig und nicht mehr zurückzuhalten.

Mit all' seinem Gelde, das er in kleinen Diliten am ganzen Leibe vertheilt hatte, ging er nun die Straße hinab in der Nachmittagssonne, hinunter zum

großen Wasser, wo er eine Gelegenheit suchen wollte, mit dem Boote zur Eisenbahnstation auf der anderen Seite des Wassers überzusetzen.

Den Billetpreis zur Stadt wußte er; er war ungeheuer; aber es war unmöglich, anderthalb Tage zu Fuß zu gehen, so wie er sich jetzt sehnte. Bezüglich des Fährmannes hatte er auf fünf und zwanzig Dere gerechnet. Als er aber so weit herangekommen war, daß er den großen Stein am Wasserrande sah, wo, wie er wußte, das Boot liegen mußte, da fing der Gedanke in ihm zu arbeiten an, daß Anders, dem das Boot gehörte, möglicherweise nicht zur Stelle wäre. Dann konnte er sich selbst rudern und sich das Boot zur Ueberfahrt leihen; das kostete nichts, denn hierher würde er niemals mehr kommen.

Zu Haus hatten sie nichts Besonderes zu Törres gesagt, als er reifen wollte. Er war immer für sich gewesen und hatte wenig auf die Anderen geachtet. Das Haus war immer voll von Kindern und am Rande der Armentasse. Törres war nicht der Aelteste, aber er arbeitete auf dem Hofe und hatte seine besonderen Geschäfte.

Von Jugend auf hatte er ein ganz unbegreifliches Glück mit den Mutterschafen gehabt. Beständig trugen die seinigen zwei Lämmer, und ging eines in den Halben verloren, so war es nie von ihm. Aber trotzdem war er nicht vergnügt. Immer ging er herum und klagte, daß er es zu nichts brächte; und da er nie sehr gut verkaufte, konnte Niemand merken, daß er Geld hatte. Still und mürrisch ging er unter den Anderen herum und wuchs langsam heran.

Aber als er jetzt die letzten Hügel hinabstieg in der goldenen Sonne, den Wasserspiegel vor sich, da quoll ein neues, unbekanntes Gefühl von Macht und Gewalt in dem jungen Bauernburschen auf. Er hatte weder Ranzen noch Stab, aber er mußte etwas in den Händen haben, und da nahm er zwei runde Steine aus einem Nachbett, einen in jede Hand. Die schlug er beim Gehen aufeinander, so laut er konnte, und sang dazu: „Gold und Weiber; Weiber und Gold“ — er sang laut und stampfte dazu auf, obgleich er nicht singen konnte.

Es war, als zerräte er etwas beim Gehen, während er selbst wuchs, über seine zwanzig Jahre hinaus wuchs, so groß wuchs, daß er seinen Mund mit den starken Zähnen öffnen mußte, gleichsam, um seine eigene, ungeheure Begierde zu verschlingen.

Und als er das Boot nun in der Brandung auf der Südseite des Steines liegen sah und keine Menschen dabei, da stürmte er den letzten Abhang hinunter, innerlich lachend und jubelnd, und gleich zum Boot am Strande.

Aber bei dem Geräusch von seinem letzten Sprunge

in den losen Kies kam ein Kopf hinter dem großen Steine hervor; und ein Mann, der, wie Törres wußte, Anders war, fragte trocken:

„Was willst Du mit meinem Boot?“

In einem unangenehmen Gefühl von Schreck und Enttäuschung ließ Törres sogleich das Steuer fahren. Aber er sagte ruhig, als ob das seine Absicht wäre:

„Kannst Du mich hinüber zum Bahnhof rudern, Anders?“ — „Nein!“

„So — o? Ich bezahle dafür.“

„Das Boot ist vermietet,“ antwortete Anders ausspuckend, wandte sich ruhig ab und verschwand wieder hinter dem Steine.

Da wurden mehrere Stimmen laut, die hinter dem Steine lachten und schwagten, während Törres einen Augenblick betäubt da stand und sich sammelte. Doch sein Blut war so in Wallung, sein ganzer Sinn so voll von dem goldenen Traum, daß er laut rief, gerade damit es die Anderen hinter dem Steine hören sollten:

„Ich gebe fünfzig Dere für die Ueberfahrt zum Bahnhof.“

Aber ein Lachen ertönte über das stille Wasser, solch' eine Art Lachen, wie Törres es bisher noch nie gehört hatte, denn es war ein städtisches Lachen, höhnisch, überlegen und frei. Und dann rief man: „Naus! Naus der Mann mit den fünfzig Dere! Wir wollen den Goldvogel sehen!“

Ein paar lustige, rothe Gesichter erhoben sich, um ihn zu sehen; und während Törres ein wenig in sich zusammen sank, erblickte er drei Stadtleute mit Fischergeräthen, welche sich im Grase unter dem großen Steine niedergelassen. Sie hatten ein weißes Tuch zwischen sich gebreitet, und Flaschen lagen im Kreise herum; da standen Gläser mit Rothem und Gelbem drin, Butter in einer Glasschale, feines Stadtbrot, offene Blechbüchsen, Hühner in Papier. — Törres sah das Alles auf einen Blick, ohne etwas Anderes zu denken, als daß das unmäßig theuer wäre, und so sank er ganz zusammen in Muthlosigkeit.

„Komm', Junge, und trink' ein Glas!“ rief der Aelteste von ihnen, ein Herr mit dickem, rothem Kopfe.

Aber Törres stand finster und antwortete nur: „Ich muß über das Wasser — ich.“

„Ach, von mir aus reise zur Hölle!“ rief der Dicke und leerte das Glas selbst; „wir rudern mit dem Boot.“

„Ist noch Platz, Anders?“ fragte einer von den Anderen.

„O ja! Du weißt, da ist wohl schon Platz,“ antwortete Anders.

„Nein, nein!“ rief der Dicke abwehrend; „wir wollen ihn nicht mit haben. Ich mag in diesen morschen Booten nicht fahren, wenn sie auch nur ein bißchen überlastet sind.“

Und als ob es keinen Törres mehr in der Welt gäbe, machten sie sich wieder daran, zu essen und zu schwagen über alle die elenden Boote, auf die man angewiesen wäre in Flüssen und Gewässern, wo immer Einer rudern müßte, wenn man zu Fischen oder an's andere Ufer kommen wollte.

Törres ging rückwärts und ließ den Stein zwischen sich und den Fremden, bis er eine Vertiefung am Strande fand, wo er verborgen bleiben konnte, wenn er sich platt auf den Leib legte. Da lag er und suchte und kratzte im Sande.

Sie hatten über sein großes Angebot gelacht und ihn gezwungen, um das Wasser herumzugehen. So kam er nicht mehr zum Abendzuge zurecht, mußte bei Fremden einkehren, vielleicht theuer dafür bezahlen. Und so kam er nicht zur Stadt, die weit im Norden vom Abendroth übergossen dalag; heut' bekam er die erleuchtete wunderbare Stadt, der er entgegen gestürzt war, nicht mehr zu sehen.

Allmählig erhoben sich die Stadtleute satt und warm mit dampfenden Pfeifen und Zigarren, während Anders, der die Stadtleute kannte, die Leberbleibsel und Reste einpackte und in's Boot trug. Als sie unter Lärm und Lachen an Bord kamen, konnte Törres verstehen, daß Einer von ihm gesprochen hatte. Denn der Dicke, der zu hinterst saß, rief laut:

„Wir geben Anders eine Krone extra, weil er den Goldvogel entschlipfen ließ; da verdient er noch fünfzig Dere.“

Damit glitt das Boot vom Lande ab; die drei Herren beilten sich, ihre Fliegen und Köder in's Wasser auszuwerfen, um sich zur Eisenbahnstation hinüber rudern zu lassen. Törres blieb allein in seinem Versteck liegen und sah ihnen mit heißen Augen nach.

Dann schlich er sich zum Steine herunter, da lagen ein paar Korke und buttersediges Papier. Er stand und ballte die Fäuste gegen das Boot und bekam einen Anfall unbezwinglicher Naserei gegen diese Leute, besonders den Dicken. Er stemmte sich gegen den Stein, drückte sich an ihn und stieß ihn mit dem Fuße. Seine unverrückbare Schwere aber beruhigte ihn. Es ging vorüber, und er sah dem Boote nach, das jetzt in den dunkeln Schatten des anderen Ufers geglitten war, während er sich gelobte, daß dies unvergessen bleiben sollte.

Dann bequeme er sich geduldig dazu, an der Klüfte herumzugehen; im Grunde waren die fünfzig Dere gespart; nun kam es auf das Nachklogis an.

Jetzt war aber nichts mehr von dem Sonnengold und den dummen Träumen in Törres. Er sah nach allen seinen Geldblüten, zählte sie und rechnete zusammen. Noch hatte er auch nicht einen Dere ausgegeben.

II.

Die Stadt, in welche er am nächsten Morgen kam, war so groß, daß Törres ganz verwirrt und sprachlos stehen blieb, als er aus dem Bahnhofe herauskam.

Eine solche Ansammlung hoher und kostbarer Häuser hatte er sich nicht vorstellen können, wieviel er auch davon gehört und selbst schon darüber nachgedacht hatte.

Ohne auf ein paar Buben zu achten, die sein Gepäck tragen wollten — er hatte ja keines — ging er langsam in die Stadt hinüber, ohne mit einer Miene zu verrathen, wie überwältigt er war.

Plötzlich aber kam ihm etwas Neues in den Weg. Das war eine junge, feine Dame, geschminkt und schlenkernd, mit spitzen, kleinen Schuhen und einem großen, quer getragenen Hut. Ehe er sich dessen bewußt war, zog er die Mütze wie vor'm Herrn Pfarrer, und die Dame erröthete, konnte aber nicht umhin, ziemlich vergnügt zu lächeln.

Doch es war nicht ihre Schönheit — Törres hatte ihr Gesicht kaum gesehen — auch nicht die Kostbarkeit ihrer Kleidung, aber der Schnitt! — Daß man ein Frauenzimmer dazu bringen konnte,

so anzusehen, das schien ihm ein außerordentliches Meisterstück. Törres hatte schon vorher Weiber gesehen, aber so etwas hatte er nie geahnt. Und bei jeder Dame, der er nunmehr begegnete, gab es ihm einen Stoß, und er glogte. Aber keine schien ihm so wie die erste, und er griff nicht mehr nach der Mütze.

Bis Mittag war Törres so weit in der Stadt bekannt, daß er wußte, wo die Leute sich meist aufhielten. Mit den engen und kleinen Gassen wurde er schnell fertig; aber in den Hauptstraßen, wo die Häuser gemauert waren, mit den ungeheuren Fenstern aus einer einzigen Scheibe, durch die man durchsehen konnte wie durch klare Luft, und in der man sich trotzdem spiegeln konnte, da trieb Törres sich stundenlang herum.

Der feinste Laden der Stadt hieß Brandt; es war ein Damen-Konfektionsgeschäft mit Anprobekammer und Schneidertube. Aber aus alter Zeit führte man hier auch Kaffee, Thee und Zigarren, welche Artikel in einem besonderen, mit Draperien und Gardinen behängten Schaufenster ausgestellt waren.

Die verkehrsreichste Straße der Stadt hatte grade vor Brandt's Laden eine ansehnliche Verbreiterung, und auf diese gingen außer der Glashür noch drei große Schaufenster hinaus. Hier ging Törres den ganzen Tag auf und nieder und studirte. Er versuchte unablässig die Waaren abzuschätzen; aber nur wenige Preise konnte man lesen, und auch die verstand er nicht. Spitzen und Gardinenstoff galten ihm gleich wenig, für Sammet aber schien ihm kein Preis zu hoch.

Brandt's nächster Nachbar war Cornelius Knudsen, dessen Haus Wand an Wand mit Brandt's stand; aber Knudsen hatte nur ein Schaufenster nach der Hauptstraße; der Rest des weitläufigen Hauses lag nach einer schmalen Seitenstraße und endigte unten am Meer mit Schifferläden und Ladepfägen.

Dieses Geschäft wurde von Cornelius Knudsen's junger Wittve geleitet, während Brandt's großes und reiches Haus dem Schwiegerohne des alten Brandt, Gustav Krüger, gehörte.

In dem einen Fenster von Cornelius Knudsen nach der Hauptstraße war ein Durcheinander von all' Dem, was man bei Brandt fand, und noch etwas darüber. Törres sah bald, daß nichts hier so theuer und fein war. Aber dann waren hier noch drei und zwar ziemlich vollgestopfte Schaufenster auf die schmale Seitengasse hinaus, voll von Waaren bis ganz hinunter zu Theer und Lanwerk.

Diese beiden Nachbargeschäfte zogen Törres den ganzen Tag an, bis er merkte, daß er schrecklich hungrig war. Bei einem Bäcker kaufte er ein Weißbrot und einen Syrupkuchen und genoß sie als die ersten Leckerbissen, die er in der Stadt versuchte.

Gestärkt und eifrig setzte er seine Wanderung fort. Er wollte gleich daran, etwas zu verdienen. Aber wie sollte er das anfangen? Die Fenster der Goldarbeiter und Uhrmacher lockten ihn mächtig. Hier war echtes, blinkendes Gold.

Aber wie er dastand und einem Arbeiter zusah, der dicht am Fenster saß, mit einem Glas vor dem Auge, und auf einem Papier zwischen ein paar ganz kleinen Schrauben und Stiften suchte, da ging es Törres auf einmal auf, daß dieses gar nichts wäre. Das war lange kein Gold, wenn auch die Schaufenster voll von Goldsachen waren.

Still sitzen und schweigen und allein arbeiten von Morgen bis Abend; — „nein, ich müßte dumm sein,“ dachte Törres und lachte innerlich. Da hätte er ebenso gut zu Hause bleiben und den Boden aufreiben können.

Jetzt stand ihm der Entschluß fest: er wollte dort sein, wo die meisten Leute waren. Und er wollte nicht dastehen, über eine Handarbeit gebeugt, sondern er wollte dort dabei sein, wo man verkaufte, das Geld aus den wohlverwahrten Taschen herauskommen sehen und in eine Kasse einstreichen, daß es klinkerte.

Trotzdem war es ihm oben in den Hauptstraßen gar zu sein — vorläufig noch; er ging darnach in die Stadt hinunter, und als er einen ältlichen Mann allein in seinem Laden sah, ging Törres hinein und

fragte ohne weitere Einleitung, ob Platz für einen Jungen wäre.

„Nein,“ antwortete der Mann und sah von der Zeitung auf. Als aber Törres wieder gehen wollte, ohne die geringste Enttäuschung zu verrathen, fing der Kaufmann an sich zu rühren.

„Du bist vom Lande? Frisch zugereist? Hast Du Kräfte?“

„O ja! So ziemlich!“ antwortete Törres anweidend; er hatte sich inzwischen umgesehen und begriff, daß ein starker Bursche in diesem Geschäft meist mit Heringen und Theerfaden würde hinunter zum Speicher zu springen haben; und das war es nicht, was er wollte.

Der Kaufmann dagegen fing an, an diesem Bauernjungen Geschmack zu finden.

„Für den Augenblick brauche ich gerade keinen,“ sagte er.

„Ja, das müßte aber gleich sein,“ sagte Törres.

„Ach!“ rief der alte Krämer ärgerlich; „so denken die Bauern immer; sie brauchen nur in die Stadt zu kommen, da steht die Schüssel mit Grütze bereit und Butter drin.“

Aber Törres lachte: „Hier muß es doch Arbeit geben, bei soviel Leuten.“

Diese Sicherheit packte den Mann. Es lag etwas in dem Burschen, das sich nicht verkennen ließ.

„Du — Du könntest ja probiren,“ fing er an.

„Was bekommt hier ein Ladenjunge Lohn?“ fragte Törres.

„Lohn? Lohn? Du kannst zufrieden sein mit Wohnung, Kost und ein bißchen Kleidung — für den Anfang,“ sagte der Alte.

Törres machte einen Schritt gegen die Thür, zu der gerade zwei Mädchen hereintraten, um Einkäufe zu machen.

„Ja, dann kannst Du Dir morgen Bescheid holen,“ sagte der Kaufmann, der sich seinen Stunden zuwenden mußte; „Du mußt mir versprechen, morgen wiederzukommen,“ rief er noch einmal; er hatte auf den Burschen Lust bekommen.

„Ja, das werde ich,“ antwortete Törres. Aber während er aus dem halbdunkeln Kramladen hinausging, war er fest entschlossen, niemals wieder hierher zu kommen.

Jetzt wollte er gleich drauf losgehen — entweder zu Brandt oder zu Knudsen. Er hatte wohl gemerkt, daß der alte Krämer ihn haben wollte, und weniger als Wohnung und Kost konnte man ihm wohl nicht bieten. Wäre er nur erst zur Thür hinein, so würde er sich schon zurecht finden.

Schnell fand er aus den Nebenstraßen heraus; aber als er um die Ecke bog, gerade vor Brandt, da war Alles verändert.

Inzwischen war das Gas angezündet, und von den großen Schaufenstern ging ein Lichtanzug auf den Törres nie für möglich gehalten hätte, außer im Himmel selbst. Zwischen all' den hellen und leichten Stoffen, die ausgehängt waren, sah er einige seltsame Gestalten schimmern, die längs des Tisches dahinschwebten oder auf Leitern zwischen den Fächern aufgestapelten Waaren hinaufstiegen, ganz wie die Engel in Jakob's Traum, schien es ihm.

Ohne einen Blick auf Cornelius Knudsen's Fenster zu werfen, das noch nicht einmal erleuchtet war, ging er muthig, aber klopfenden Herzens gleich in den glänzenden Laden hinein.

Er fragte nach dem „Mann selbst“, und ein Ladenfräulein, das gerade mit einigen Stunden beschäftigt war, öffnete ihm den Tisch: sie glaubte, es wäre ein Bote. Törres nahm den Weg, den die Dame ihm mit der Hand wies, erfüllt und benommen von all' Dem, von dem Geruch und dem Licht der Welt, von der er geträumt hatte.

Die Comptoirthür stand offen. Törres trat ein. Ein dicker Mann, den Hut auf, stand und las einen Brief unter der Gaslampe. Törres fing an, ob hier Platz für einen Jungen wäre. Aergerlich wandte der Mann sich um; als er aber Törres erblickte, schlug er mit den Armen aus.

„Der Teufel wäre für einen Jungen! Ist er nun auch da?“

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Selkirk, das Urbild des Robinson.

Von A. Demmer.

In Rousseau's berühmtem Werk über die Erziehung ist das erste und für lange Zeit einzige Buch, welches Emil in die Hand bekommen und das als Grundlage seiner theoretischen Erziehung dienen soll, der „Robinson Crusoe“ Defoe's.* Es ist dies ungemein charakteristisch für den großen Individualisten. Bekanntlich wird Defoe's Held durch einen Schiffbruch auf eine unbewohnte Insel verschlagen und gelangt von hier, von allem Zusammenhang mit der Zivilisation und allem menschlichen Verkehr und Beistand abgeschnitten, durch seine erstaunliche Erfindungsgabe dahin, sich sein Leben ganz erträglich zu gestalten. Aber freilich ist der Robinson Defoe's nur scheinbar außer Zusammenhang mit der Art, ein isolirter Mensch. Denn einsehend, in welche Schwierigkeiten er sonst gerathen würde, läßt Defoe den Robinson aus dem Brack alle möglichen Erzeugnisse der Zivilisation bergen, mit deren Hilfe er seine vielseitige Erfindungsgabe bethätigt; damit ist natürlich der Hauptschwierigkeit der individualistischen These einfach geschickt aus dem Wege gegangen. Defoe wurde auf die Idee seines „Robinson“, der 1719 zum ersten Male erschien, gebracht durch die abenteuerlichen Erlebnisse Alexander Selkirk's, der wenige Jahre vorher aus der Südsee zurückgekehrt war und allgemeines Aufsehen erregt hatte. Es ist interessant, dem Helden des Dichters Defoe diesen wirklichen Robinson gegenüberzustellen, dessen Geschichte dann allerdings bedeutend anders ist als die des erfindungsreichen Crusoe.

Alexander Selkirk war ein Schotte von Herkunft, 1676 in dem Städtchen Largo, an der Nordküste des Firth of Forth als Sohn eines Schuhmachers geboren. Der gut beanlagte, aber eigenwillige und unverträgliche Junge hatte keine Lust, das Handwerk seines Vaters zu betreiben und zog es vor, gegen dessen Willen 1695 zur See zu gehen. Nachdem er sich sechs Jahre unter den Buktanieren der Südsee umhergetrieben hatte, kam er zeitweilig nach Hause zurück. Er lebte hier mit seinen Geschwistern in fortwährendem Streit und ging 1703 wieder von dannen, auf die Expedition, die ihn zum Einsiedler machen sollte.

Man erinnere sich, daß damals der spanische Erbfolgekrieg wüthete und zwar nicht nur auf dem europäischen Festland, sondern auch in allen Meeren. Die englische Regierung stellte Kaperbriefe aus, das heißt, sie gab dem Seeraub gesetzliche Ermächtigung. Eine Anzahl respektabler Kaufleute stellte zwei Schiffe für das profitable Geschäft des Kaperns unter den Befehl des berühmten Kapertkapitäns Dampier. Er sollte die Spanier in ihren südamerikanischen Reichthümern etwas leichter machen, sei es, daß er das eine oder andere Silbergeschiff plünderte; jedenfalls aber sollte er nur wiederkommen, wenn er mindestens für 600 000 Pfund Preisen gemacht hätte. Das größere Schiff, den „St. George“, führte Dampier selbst; auf dem kleineren „Cinque Ports“, einem Schiff von nur 90 Tonnen, war Charles Videring Kapitän, Thomas Stradling Lieutenant und das wichtige Amt eines Segelmeisters bekleidete Alexander Selkirk.

Am 11. September 1703 segelte die Expedition von dem irischen Hafen Kinsale ab. Es war zunächst darauf abgesehen, ein paar spanische Galeonen im La Plata abzufangen. Daran wurde nichts, und so wurde beschlossen, Kap Horn zu umsegeln und diese oder jene chilenische oder peruanische Stadt zu plündern. Die Zustände an Bord der beiden Kaperschiffe waren erbärmlich; Dampier war eine willkürliche und despotische Natur und die wenigen Gefellen, die er befehligte, waren nicht die Leute, sich viel gefallen zu lassen. Nach einem

heftigen Streit zwischen Dampier und seinem ersten Lieutenant Cliferton setzte der Kapitän diesen nebst einem Mann auf dem unbewohnten und dürren Inselchen St. Jago an's Land und ließ sie hilflos zurück, was in der Buktaniersprache „marooniren“ hieß. Bald darauf starb Videring, der Kapitän des „Cinque Ports“; sein Nachfolger wurde der bisherige Lieutenant Stradling, mit dem Selkirk sich nicht vertragen konnte, so daß schon jetzt die Absicht in ihm keimte, das Schiff bei der ersten besten Gelegenheit zu verlassen. Nachdem die Expedition Kap Horn dubirt hatte, kam es an Bord des „St. George“ zu einem neuen Streit, infolgedessen Dampier's neuer erster Lieutenant und acht Mann freiwillig auf der Isla Granda zurückblieben. Kurz darauf trennte ein Sturm die beiden Schiffe, und im Februar 1704 langte der „Cinque Ports“ bei der Insel Juan Fernandez, einem alten Landungsplatz und Stellschein der Buktanier in der Südsee, an und ging dort vor Anker, um die Ankunft Dampier's abzuwarten. Hier kam es zum Bruch zwischen Stradling und seiner Mannschaft, so daß 42 Mann, Selkirk ohne Zweifel darunter, an Land gingen; infolge einer Verständigung lehrten die Leute aber schließlich wieder an Bord zurück. Nachdem sich inzwischen auch Dampier in Juan Fernandez eingefunden hatte, verließen am 29. Februar 1704 die beiden Schiffe in Verfolgung eines fremden Segels so eilig ihren Ankerplatz, daß sechs Mann auf der Insel zurückblieben. Erst im September 1704 legte der „Cinque Ports“, jetzt wieder allein, zum zweiten Male in Juan Fernandez an, um die zurückgelassenen Leute an Bord zu nehmen. Selkirk hatte inzwischen wieder einen heftigen Streit mit seinem Kapitän gehabt; dies und der Umstand, daß er zu dem letzten Schiff kein Vertrauen hatte, ließen in ihm jetzt die längst gehegte Absicht zum Entschluß reifen, lieber allein auf der Insel zurückzubleiben, als länger unter Stradling's Botmäßigkeit zu stehen. Stradling fand nichts gegen die Absicht seines Lieutenants einzuwenden, und so wurde Selkirk Anfang Oktober 1704, gerade bevor der „Cinque Ports“ in See stechen sollte, mit all' seinen Habseligkeiten gelandet. Er empfand im ersten Augenblick etwas wie Freude über die erlangte Freiheit. Als aber das Boot, in dem Kapitän Stradling selbst sich befand, das Gestade verließ, wurde Selkirk plötzlich die ganze Voreiligkeit seines Entschlusses klar. Er bat flehentlich darum, wieder aufgenommen zu werden und folgte dem Boot sogar in's Wasser. Aber Stradling war unerbittlich und machte ihn mit höhnischen Worten darauf aufmerksam, daß sein Entschluß, auf der Insel zu bleiben, offene Meuterei, seine gegenwärtige Lage das passendste Mittel sei, um ihn unschädlich zu machen.

Ein Raub der Verzweiflung, saß Selkirk am Gestade auf seiner Seemannskiste und starrte auf die weite Wasserfläche hinaus, in der Richtung, in der das Schiff verschwunden war. So fand ihn noch die Nacht und vermochte nicht, ihm Ruhe zu schenken. Und noch viele Tage weilte er am Gestade, bald die stille Hoffnung nährend, daß Stradling doch noch Mitleid empfinden und ihn abholen werde, bald in finsterner Melancholie über Selbstmordgedanken brütend. In dieser traurigen Zeit aß er, wenn der Hunger ihn peinigte, Seehundfleisch und Krebs, und nur Uebermüdung vermochte seine Augen zu schließen; aber das schreckliche Gefühl völliger Einsamkeit ließ ihn auch dann nicht ruhig schlafen. Von dem Wellen der Seelöwen am Meeresufer und dem Krachen, wenn Bäume im Gebirge stürzten, schreckte er auf.

Achtzehn Monate vergingen, bis er seines Trübnißs völlig Herr wurde und es über sich vermochte, einen ganzen Tag von der Küste und seinem Auszug nach Schiffen fern zu bleiben. Aber schon früher hatte ihn die Aussicht nach wechselreicheren und besseren Nahrungsmitteln, als die Küste sie bot und die Sorge um eine Unterkunft zu einer Thätigkeit genöthigt, die ihn zerstreute. So traurig seine Lage auch war, so bot sie doch noch Lichtseiten, als er sich erst von seinem ärgsten Kummer erholt hatte. Zwar die Gegenstände, die er mit an Land gebracht hatte, halten keinen Vergleich aus mit dem großen

Vorrath, den Defoe seinen Crusoe aus dem Brack bergen läßt. Selkirk besaß nur den Inhalt seiner Seemannskiste, einige Kleidungs- und Wäschestücke, sowie Bettzeug, etwas Leinen, einen Kessel, ein Beil, ein Messer, ein Gewehr nebst Kugeln und einem Pfund Pulver, einigen Tabak, endlich eine Bibel und seine nautischen Instrumente und Bücher. Aber immerhin waren das nicht zu unterschätzende Hülfsmittel, und dazu kam, daß die Insel, auf der er hauste, vorzüglich geeignet war, einem einzelnen Menschen die Existenz zu ermöglichen.

Juan Fernandez liegt unter 33° 40' südlicher Breite, 78° 52' westlich von Greenwich. Die ungefähr fünf Seemeilen lange und vier Seemeilen breite Insel ist im Innern mit hohen, dicht bewaldeten Bergen angefüllt, deren Thäler größtentheils von Bächen durchschnitten sind. Sie hatte damals keine menschlichen Bewohner. Von Bierfählern waren nur verwilderte Ziegen in großer Zahl vorhanden, deren Vorfahren von dem spanischen Seemann Juan Fernandez, der die Insel 1572 entdeckte und nach dem sie ihren Namen trägt, ausgeführt worden waren, sowie Stagen und Matten, die von Schiffen entsprungen waren. Wilde Thiere fehlten gänzlich. Die Küsten wurden von Seehunden und Seelöwen bevölkert. Die üppige Vegetation bot Verschiedenes, was als Nahrung dienen konnte. Das Klima der Insel ist gemäßigt: der Sommer ist nicht übermäßig heiß und der Winter dauert nur die Monate Juni und Juli; auch dann ist Frost selten, dagegen regnet es in dieser Zeit fast unangeseht.

Als Selkirk's Aufenthalt auf Juan Fernandez begann, war es Oktober, dort also Frühling und herrliches Wetter. Sobald er sich einigermaßen in sein Schicksal gefunden hatte, drängte sich ihm als erster Gedanke die Nothwendigkeit auf, einen Schutz gegen die Unbilden des kommenden Winters zu beschaffen. Er machte sich deshalb an den Bau von zwei Hütten, wozu er sich des Holzes des auf der Insel häufigen Pimentbaumes bediente. Die Dächer deckte er mit langem Gras, die Wände schlug er mit Ziegenhäuten aus. Die größere Hütte, die am Rand eines Waldes im Gebirge lag und sehr schwer zugänglich war, diente ihm als Wohn- und Schlafzimmer. Eine Bettstelle zimmerte er sich selbst und bedeckte sie erst mit dem mitgebrachten Bettzeug, als dies verschliffen war, mit Ziegenfellen. Die kleinere Hütte, ein Stüch von der anderen entfernt, war seine Küche. Ihre werthvollste Ausstattung bestand in seinem Kessel und einem Bratspieß eigenen Fabrikats. Feuer zündete er erst mit Pulver an, dann durch Reiben zweier Hölzer nach Art der Wilden.

Seine Nahrung war jetzt mannigfaltiger, als in der ersten Zeit. Er lebte von Ziegenfleisch, Krebsen und Seehunden; sein Hauptgemüse waren Kürben, die Kapitän Dampier bei einer früheren Expedition auf der Insel angepflanzt hatte, sowie die eßbaren Theile des Kohlbaumes; daneben hatte er Rettig, Wasserkresse, Pfeffer vom Pimentbaum und wildwachsende Pflaumen. Empfindlich und unerfesslich war der Mangel von Brot und Salz.

Bald stellten sich Schwierigkeiten in der Nahrungsversorgung ein, indem Selkirk sein wenig Pulver ausging. Wollte er nun nicht auf den Genuß von Ziegenfleisch verzichten, so mußte er die behenden Thiere durch die Schnelligkeit seiner Füße erreichen. Während er anfangs nur junge Ziegen einzuholen vermochte, brachte er es nach und nach in Laufen zu solcher Fertigkeit, daß er auch ausgewachsene Thiere mit Leichtigkeit einfang. Ja, er machte allmählig aus dem Ziegenfang einen Sport, indem er mehr fing, als er brauchte, und die überzähligen wieder laufen ließ, nachdem er sie durch einen Schlag in den Ohren kenntlich gemacht hatte. Einige junge Ziegen zähnte er, um auch für den Fall von Krankheit das Fleisch nicht entbehren zu müssen; sie weideten in der Umgebung seiner Wohnung.

Bei den halsbrecherischen Jagden in Urwäldern gingen Selkirk's wenige Kleidungsstücke bald in Zegen. Als sein Anzug aufgetragen war, verfertigte er sich einen neuen aus Ziegenhäuten. Bei dieser Arbeit benutzte er einen Nagel als Nadel,

* Diese Ansicht Rousseau's hat uns Deutschen die lederne Verballhornung des „Robinson“ durch den pedantischen Pädagogen Campe zugezogen.

Streifen von Ziegenhaut als Faden. Ergänzt durch eine Ziegenfellmütze, war dies eine Ausstattung, die sich für das Laufen durch dornige Gebüsch vorzüglich eignete. In derselben primitiven Weise verfertigte er sich Hemden aus dem Leinwandzeug, das er mitgebracht hatte. Hierbei verwendete er als Faden die aufgezogene Wolle von seinen alten Strümpfen. Sonst waren ihm diese doch nichts mehr nutz, als sein Schutzzeug aufgetragen war. Seitdem ging er barfuß und bekam dadurch eine völlig verhärtete und unempfindliche Sohle. Das eine Messer, welches er besaß, war bald bis an den Rücken aufgebraucht. Er fand aber am Gestade einige eiserne Fährreifen, aus denen er sich neue Messer anfertigte.

Anfangs hatte er viel von den Ratten zu leiden, die ihm Nachts Hände und Füße benagten. Um sich dagegen zu schützen, fing und zähmte er einige Katzen, die ihn bald von der Plage befreiten. Die Katzen vermehrten sich so stark, daß er stets von einer Unmenge umgeben war, die ihm auf Schritt und Tritt folgten. Einige davon, wie auch ein paar Ziegen, hatte er zum Tanzen abgerichtet, wobei er die Begleitung fand. Aber auch diese anhänglichen Thiere bereiteten dem grübelnden Geist des Einsiedlers Qual, denn sie gaben ihm den Gedanken ein, was werden sollte, wenn er eines Tages stirbt und die Katzen nicht ihr gewohntes Futter bekämen, ob sie dann nicht ihren Wohlthäter auffressen würden.

So hatte unser Einsiedler seine regelmäßige Beschäftigung, sowie einige Zerstreuung an seinen zahmen Thieren und der Jagd. Auch vertrieb er sich wohl die Zeit damit, daß er seinen Namen und den Tag seiner Ankunft in die Bäume schnitt. Seine einzige geistige Nahrung bildeten seine nautischen Bücher und Instrumente, in deren Kenntniß er sich sehr vervollkommnete, und die Bibel, die er immer wieder las.

Eigentliche Abenteuer hatte Selkirk während seines Aufenthaltes auf der Insel nur zwei: Einmal passirte es ihm, daß er beim Verfolgen einer Ziege einen jähen Abhang hinunterstürzte und vier- undzwanzig Stunden besinnungslos liegen blieb. Ein zweites unangenehmes Erlebnis kam ihm von einer Seite, von der er es am wenigsten erwartete, nämlich von einem Schiffe, das seine Insel berührte. Selkirk hatte sich einen „Lugaus“ ausgesucht, von wo er die Meeresfläche weithin überblicken konnte; hier brachte er einen großen Theil seiner Zeit zu, indem er den Horizont nach Segeln absuchte. Aber obgleich er manches Segel sah, so ging doch nie ein Fahrzeug an seiner Insel vor Anker. Allein eines Tages erblickte er zu seiner großen Freude zwei Schiffe, die vor Juan Fernandez Anker warfen. Bonnetrunken stürzte er nach dem Gestade, um zu seinem Schrecken die Entdeckung zu machen, daß es Spanier waren. Von ihnen hatte er vielleicht den Tod, im günstigsten Falle Verschleppung in die peruanischen Silberminen zur Zwangsarbeit zu erwarten. Dem zog er seine Einsamkeit vor und entfloh. Aber man hatte ihn bemerkt und sandte ihm einige Kugeln nach, die jedoch nicht trafen. Sogar eine Abtheilung Matrosen wurde an's Land gesetzt, um ihn aufzuspiiren und machte zu einer gewissen Verrichtung unter dem Baum Halt, in dessen Wipfel Selkirk sich verborgen hatte, entdeckte ihn aber nicht.

Sonst flossen Selkirk die Monate und Jahre eintönig dahin, und es war schließlich so weit mit ihm gekommen, daß er seine Einsamkeit lieb gewonnen hatte. Endlich, als er vier Jahre und beinahe vier Monate auf seinem Eiland gehaust hatte, kam die Befreiung. Am Nachmittag des 1. Februar 1709 befand er sich auf seinem Lugaus und spähte über die weite Wasserfläche, als er plötzlich am Horizont zwei Segel auftauchen sah. Allmählig wurden die Schiffe größer und kamen schließlich so nahe, daß er sie zu seiner Freude als Engländer erkennen konnte. Da es rasch Abend wurde, so schleppte er einen Stoß Holz zusammen und zündete ein Feuer an, das er die ganze Nacht unterhielt, damit die Schiffe nicht wegfahren sollten, ohne etwas von seiner Existenz zu merken. Da die Aufregung ihn nicht schlafen ließ, so schlachtete und brät er mehrere

Ziegen, um die Gäste, die er für den nächsten Tag von den englischen Schiffen erwartete, bewirthen zu können.

Es war eine Kaperepedition unter dem Kommodore Woodes Rogers, die auf ihren Kreuzfahrten sich Juan Fernandez näherte, um dort Wasser einzunehmen. Als der Feuerschein in der Richtung der Insel sich zeigte, gerieth man an Bord der Schiffe, des „Duke“ und der „Duchess“, in nicht geringe Aufregung: denn da man die Insel gänzlich unbewohnt glaubte, so nahm man an, daß feindliche Schiffe vor Anker lägen und machte deshalb in der Nacht klar zum Gefecht. Als der Morgen anbrach und von Feinden keine Spur zu sehen war, sandte Rogers ein Boot mit seinem Unterkapitän Dover, einem Offizier und sechs Mann, Alle bewaffnet, an's Land. Als sie sich dem Gestade näherten, traf ihre Augen ein erstaunlicher Anblick: es stand dort ein Mensch mit langem Haar und struppigem Bart, mit nackten Füßen, in Ziegenfelle gekleidet und mit einer Ziegenfellmütze auf dem Kopfe und schwenkte in der Hand einen Ast, an den er ein Leinentuch gebunden hatte. Noch mehr erstaunten sie, als Selkirk ihnen in einem Englisch, das nur mehr silberweise und kaum verständlich heraustrat, mittheilte, daß er seit mehr als vier Jahren auf der Insel weise. Nachdem Selkirk seine Gäste bewirthen hatte, lud Dover ihn ein, mit an Bord zu gehen, wozu er sich erst nach längerem Zögern entschloß. Auch hier war das Erstaunen über seine verwilderte Erscheinung und seine Erlebnisse groß. Rogers bot ihm eine Lieutenantsstelle an, was er akzeptirte. Am Nachmittag ging es wieder an's Land, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Selkirk gab gleich eine Probe von seinen auf der Insel erworbenen Fertigkeiten, indem er zwei Ziegen fing; die schnellsten Leute aus der Mannschaft und eine Bulldogge konnten ihm nicht folgen. Während der Woche, welche die Schiffe vor Juan Fernandez lagen, versorgte Selkirk sie mit einem Vorrath von frischem Fleisch. Der Zivilisation war er ganz entfremdet: nicht nur daß er seine Muttersprache beinahe vergessen hatte, auch die Lebensweise seiner Landsleute konnte er nicht mehr vertragen, geistige Getränke mochte er nicht und an Schuhe konnten seine Füße sich anfangs garnicht gewöhnen.

Am 12. Februar 1709 verließ die Expedition Juan Fernandez; Selkirk sah das Eiland, von dem sich zu trennen ihm jetzt schwer fiel, in der Ferne verschwinden. Noch über zwei Jahre voller Abenteuer, die ihm 800 Pfund Prisen gelde einbrachten, vergingen, ehe Selkirk seine Heimath wieder sah. Endlich am 14. Oktober 1711 warfen der „Duke“ und die „Duchess“ in der Themse vor London Anker.

Nach achtjähriger Abwesenheit betrat Selkirk wieder britischen Boden. Aber er war nicht mehr derselbe, als der er 1703 Schottland verlassen hatte. Die lange Trennung von menschlicher Gesellschaft war auf sein Gemüthsleben von großem Einfluß gewesen. Schon Sir Richard Steele gegenüber, der ihn bald nach seinem Eintreffen in London kennen lernte, beklagte er seine Rückkehr zur Zivilisation und verrieth in Gesichtszügen und Auftreten, daß er lange von menschlichem Umgang getrennt gewesen. Die Bevölkerung der Londoner City setzte er damals oft in Erstaunen, indem er ohne jeden Grund plötzlich in rasender Eile durch die Straßen jagte. Im Frühjahr 1712 begab er sich zu seinen Verwandten nach Largo. Hier schweifte er den ganzen Tag allein umher, nahm sein Essen mit und lehrte erst am späten Abend wieder, um sich schlafen zu legen. Oft fanden ihn seine Verwandten in Thränen, und auf Befragen gab er seinem Schmerz Ausdruck, daß er seine geliebte Insel je verlassen habe. Um Erinnerungen daran zu haben, richtete er an einer hochgelegenen Stelle in seines Vaters Besitztum eine Höhle ein, von wo er den Forst übersehen konnte. Zu Hause waren sein einziger Umgang ein paar Katzen, die er abgerichtet hatte.

Mit Selkirk's Menschenfeindschaft nahm es ein komisches Ende. Nachdem er nur wenige Monate in Largo gewesen war, verschwand er eines Tages spurlos unter Hinterlassung seiner sämmtlichen Hab-

seligkeiten. Aber er war nicht etwa davongegangen, um nach dem geliebten Juan Fernandez zurückzukehren; vielmehr hatte er sich in ein Landmädchen, das er auf seinen einsamen Spaziergängen kennen gelernt hatte, verliebt und sie entführt. Er heirathete sie und lebte mit ihr in London. Nach ihrem Tode heirathete er nochmals, diesmal eine Wittve. Sein alter, gewaltthätiger Sinn war noch nicht ganz von ihm gewichen; in den Akten von Queens bench figurirt er unter dem 23. September 1713 wegen eines thätlichen Angriffs auf einen Schiffszimmermann. Schließlich trieb es ihn wieder auf See. 1720 nahm er eine Stellung als Lientenant auf dem englischen Kriegsschiff „Beymouth“ an und starb am Bord im nächsten Jahre; in dem Jahrbuch des Schiffes ist verzeichnet: „Alexander Selkirk, gestorben, 12. Dezember 1721.“

Seine Seemannskiste und ein Becher, den er sich auf Juan Fernandez verfertigt hatte, befinden sich jetzt im Antiquarischen Museum in Edinburgh, sein Gewehr in Lathallan House. Auf Juan Fernandez, an seinem Lugaus, wurde 1868 von den Offizieren des britischen Kriegsschiffes „Topez“ eine Inschrifttafel zu seinem Andenken angebracht, und in Largo erhebt sich seit 1885 eine Bronzestatue, die das Urbild des Robinson darstellt.

Alexander Selkirk's Lage auf Juan Fernandez kommt ohne Zweifel der eines „isolirten Menschen“ viel näher, als die von Defoe's Robinson Crusoe; un- verhältnißmäßig viel geringer ist aber auch der Komfort, den er sich zu verschaffen vermag, und vollends von den großen Erfindertalenten des Crusoe zeigt er herzlich wenig. Man denke sich aber das weh, was ihn indirekt noch mit der Zivilisation verknüpfte, nämlich das, was er mit an Land brachte, und die Ziegen auf der Insel; denke sich hinzu etwas weniger ausnahmsweise günstige Naturbedingungen, und man kann zweifelhaft sein, daß der „Einzige“ sein „Eigenthum“ nicht lange würde besessen haben. Der Mensch kann eben nur als Gesellschaftswesen existiren. Robinsonaden mit Phantasie-Robinsons sind ein altes Hausmittel der Individualisten; aber die historischen Erlebnisse Selkirk's beweisen nicht die individualistische These, sondern das gerade Gegentheil. —



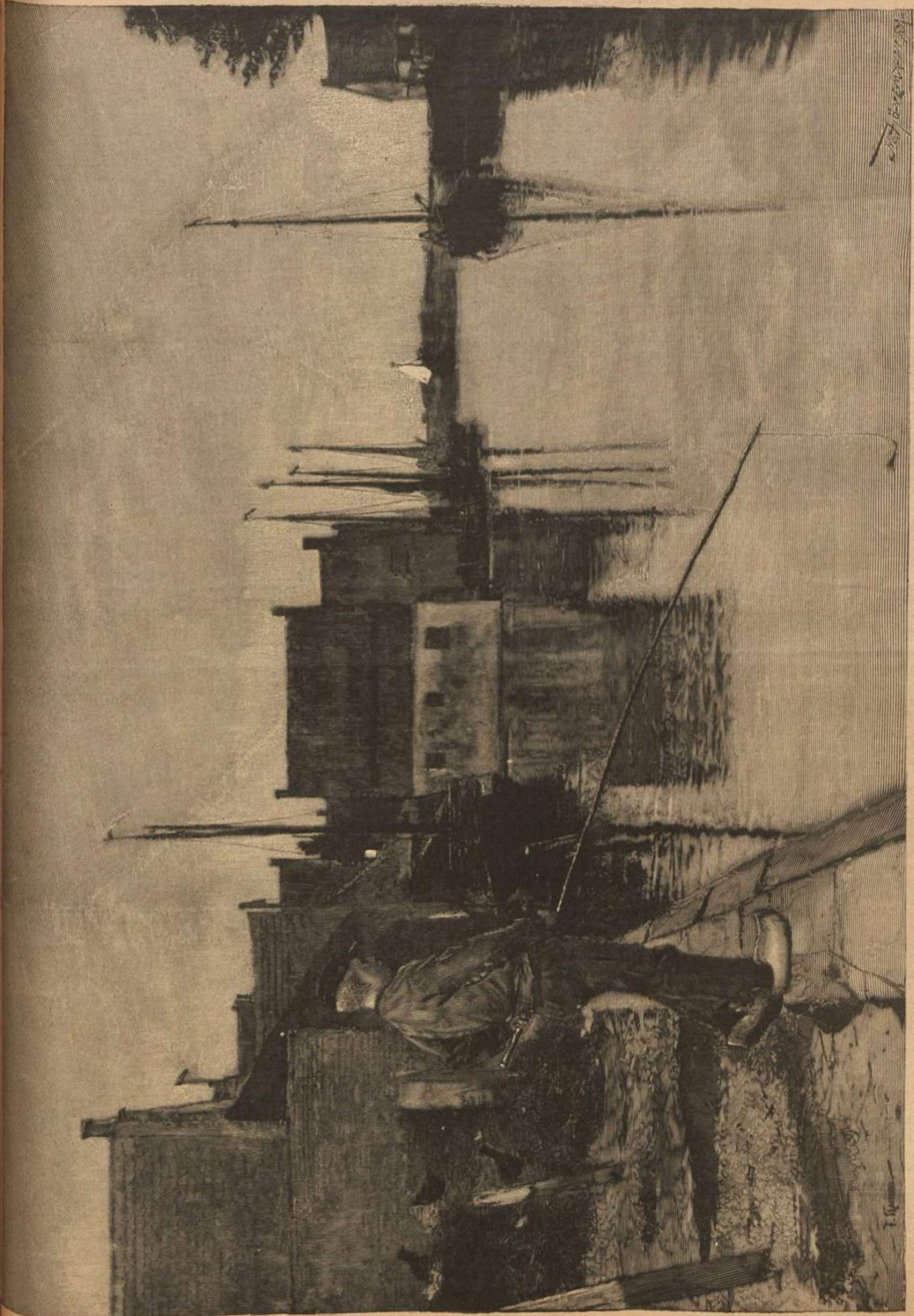
Die Bewegungen der Erdaxe.

Von Bruno Borchardt.

Nirgends in der Welt giebt es vollkommen Ruhe; Alles ist in ewiger Bewegung und Veränderung begriffen. Veränderung ist das Zeichen und der Beweis des Lebens, gleichmäßiges Beharren dagegen wäre Aufhören jeder Entwicklung und damit des Lebens selbst. Und nicht nur das Leben, sogar das bloße Sein, das Existiren ist ohne fort dauernde Veränderung nicht denkbar.

Freilich ist die Erkenntniß, daß Sein und Sich verändern auf's Innigste zusammenhängt, der Menschheit nicht leicht geworden; das ewig bewegte unruhige Leben läßt die Menschen den Zustand der Ruhe als den der Erholung betrachten, zugleich als denjenigen, in welchem die Gedanken sich von den Alltagsorgen hinweg zu edlerer Bethätigung des Geistes richten. Zur Zeit der Erholung in der Stille der Natur, fern von dem rauschenden Lärm der Stadt, unbehelligt von dem Streite des Tages, fühlt man einen göttlichen Frieden in das Gemüth einziehen, den göttlichen Funken in seinem Geiste gleichsam erwachen. So wurde die unwandelbare Ruhe, die gleichmäßige Beständigkeit zu einem Symbol göttlicher Eigenschaften, zu einem Attribut der Vollkommenheit.

Die immer wiederkehrende Ordnung im Laufe der Gestirne, ihre immer in gleichen Zeiträumen sich wiederholende Stellung zur Erde und gegen einander schien dieser Auffassung auch durchaus zu entsprechen. Die Erde selbst war das ewige, unerschütterliche Fundament, auf welchem das wechselvolle Leben sich abspielte, zugleich das feste Centrum, um das alle Bewegungen am Himmel sich vollzogen. Zwar zeigten Erschütterungen, wie die Erdbeben, daß auch der feste Leib der Erde nicht ganz ruhig war, sondern



Am alten Rhein. Nach einem Gemälde von Franz Starbina.

1870

T. W.

zuweilen in die heftigsten Zuckungen gerieth; aber im Ganzen blieb doch die Erde der ruhige Mittelpunkt, um den die Welt kreiste.

Freilich erkannten die Menschen, als sie die Bewegung der Gestirne aufmerksam verfolgten, aber bald, daß die Erde doch nicht völlig mit dem Centrum aller Bewegungen übereinstimmen könne; in dem Welt-system der Alter wurde daher der Erde ihr Platz in einiger Entfernung vom Mittelpunkt angewiesen, und es wurde viel Mühe und Scharfsinn darauf verwandt, diesen Ort genau zu bestimmen. Das Universum selbst, die Himmelkugel mit der Sonne und allen Gestirnen, schwang sich täglich um die Erde herum, wodurch in regelmäßigem Wechsel Tag und Nacht entstand. Wenn sich eine Kugel dreht, so bleibt der Durchmesser, um welchen die Drehung geschieht, in Ruhe. Dieser Durchmesser oder die Ase der Welt trifft das Himmelsgewölbe in zwei Punkten, die an der Drehung natürlich auch nicht Theil nehmen. Am Himmel existiren somit zwei unveränderliche Punkte oder Pole, die inmitten aller kreisenden Bewegungen starr und fest ihren Platz behaupten. Der Himmels-pol ist daher das Symbol des ewig Unveränderlichen geworden, er ist das stets „Ruhende in der Erscheinungen Flucht“.

Und doch theilt auch der Pol das Schicksal alles Seienden, auch er ist der Veränderung, der Bewegung unterworfen. Schon vor mehr als zwei Jahrtausenden wurden solche Bewegungen von aufmerksamen Beobachtern festgestellt und verfolgt; in ihren Einzelheiten haben sie sich als sehr komplizirt erwiesen, und in ihrem ursächlichen Zusammenhange sind sie selbst heute noch nicht vollständig erkannt.

Um ein Bild von den Bewegungen des Himmels-pols und ihrer Feststellung zu geben, mögen folgende Erinnerungen genügen.

Während der Himmel sich in 24 Stunden einmal um die Erde herumwälzt, bewegt sich die Sonne an ihm ein wenig nach Osten, und beschreibt im Laufe eines Jahres einen vollständigen Kreis. Der Kreis am Himmel, welcher auf der Weltaxe senkrecht steht, heißt der Himmelsäquator; in diesem läuft die Sonne nicht, sondern in einem anderen, der gegen diesen um $23\frac{1}{2}$ Grad geneigt ist; man nennt ihn die Ekliptik. Natürlich schneiden sich Ekliptik und Äquator in zwei Punkten; wenn die Sonne in einem dieser Punkte steht, also am 21. März und 22. September, ist auf der ganzen Erde Tag und Nacht von gleicher Dauer. In unserem Sommerhalbjahr rückt die Sonne auf der Ekliptik nördlich vom Äquator vor, wodurch die nördliche Halbkugel der Erde die Strahlen senkrechter empfängt, während auf die südliche Halbkugel die Sonnenstrahlen schräger auffallen und den Winter verursachen. Ende September rückt die Sonne auf der Ekliptik südlich vom Äquator hinüber; die südliche Halbkugel bekommt alsdann Frühling und Sommer, während bei uns der Herbst und bald darauf der Winter ihren Einzug halten. Erst wenn ein Jahr vollendet ist, hat die Sonne den ersten Schnittpunkt mit der Ekliptik wieder erreicht, und der Frühling kehrt zu uns wieder. Diesen Punkt hat man daher den Frühlingspunkt genannt. Auf ihn bezieht man sich als den An-

fangspunkt, wenn man sich am Himmel orientiren will. Man denkt sich durch die Himmelspole ein System von Kreisen gezogen, die sogenannten Stundenkreise; liegt auf irgend einem ein Stern, so giebt man seine Entfernung vom Pol oder vom Äquator an, und muß außerdem noch wissen, wo der betreffende Stundenkreis den Äquator schneidet. Diese Angabe erfolgt eben durch Ausmessung der betreffenden Entfernung vom Frühlingspunkte an gerechnet; man nennt sie die gerade Aufsteigung oder Rectascension. Bestimmt man sie für jeden Stern, sowie jedesmal auch seine Entfernung vom Äquator, so kann man genaue Angaben über die Verter aller Sterne am Himmel machen und Veränderungen dieser Verter, also Bewegungen der Gestirne kontrolliren.

Wenn die Menschen angefangen haben, die Verter der Sterne am Himmel genau zu bestimmen und in Katalogen ordnungsmäßig einzutragen, können wir natürlich nicht genau wissen; wahrscheinlich haben schon die Chinesen und Indier vor mehreren Jahrtausenden, sowie später die Chaldäer und Babylonier Sternkataloge besessen. Die älteste Aufzeichnung von Sternörter, von der wir genauere Kunde haben, wenn sie uns auch nicht erhalten blieb, ist etwa um 300 v. Chr. vorgenommen worden; sie geschah damals durch zwei Astronomen der bekannten und berühmten Alexandrinischen Schule und hat für die Erkenntniß der Vorgänge am Himmel eine große Rolle gespielt. 150 Jahre später verfertigte nämlich Hipparch, der hervorragendste astronomische Forscher des Alterthums, einen neuen umfassenderen Katalog, in welchem er die Verter von 1080 Sternen angab, die er genau beobachtet hatte. Als er seine Beobachtungen mit jenen älteren verglich, fand er das merkwürdige Resultat, daß die nach Osten gerechnete Rectascension für sämtliche Sterne etwas größer war, als sie nach den Angaben 150 Jahre früher gewesen. Das heißt aber, in den 150 Jahren waren entweder sämtliche Sterne am Himmel gleichmäßig nach Osten gerückt, oder der Frühlingspunkt, auf den sich ja ihre Ortsangabe bezog, war um eben so viel nach Westen gewandert.

Somit waren also der Frühlingspunkt, und natürlich ebenso der Herbstpunkt, also die Schnittpunkte der Ekliptik mit dem Himmelsäquator, keine festen unveränderlichen Punkte, sondern sie bewegten sich langsam auf dem Äquator nach Westen. Freilich war die Bewegung eine so geringe, nur 50 Bogensekunden jährlich, daß sie bei der Unvollkommenheit der damaligen Meßinstrumente erst nach langer Zeit merklich werden konnte; in 150 Jahren waren nun allerdings mehr volle als zwei Grade aus den jährlichen 50 Sekunden geworden, und diese Größe nahm Hipparch, wie wir gesehen haben, durchaus deutlich wahr.

Was ist nun aber die Ursache dieser Bewegung des Frühlings- und Herbstpunktes oder, wie man es in der Wissenschaft gewöhnlich bezeichnet, der Präzession der Aequinoctien (Vorrücken der Tag- und Nacht-Gleichen)? Die Lage der Punkte, in welchen sich die Ekliptik und der Himmelsäquator schneiden, ändert sich von Jahr zu Jahr; das kann seinen Grund darin haben, daß die Ekliptik ihre

Lage im Raum verändert, oder aber der Äquator, oder auch, daß die Ebenen beider Kreise nicht unveränderlich sind. Thatsächlich ist, entsprechend dem Umstande, daß absolut Unveränderliches überhaupt nicht existirt, beides der Fall; aber die Aenderung der Ekliptik ist eine so außerordentlich geringe, daß ihre Feststellung erst mehrere tausend Jahre später erfolgen konnte; im Wesentlichen ist es der Äquator, der seine Stellung verändert und dadurch das Vorrücken des Frühlings- und Herbstpunktes verursacht. Eine deutliche Vorstellung von dieser Bewegung kann man sich verschaffen, wenn man zwei Reifen, etwa solche, mit denen die Kinder spielen, durch einander steckt; indem man den einen festhält und den anderen bei immer gleicher Neigung gegen den ersten von oben nach unten dreht, sieht man die Schnittpunkte auf dem ersten entlang wandern.

Denkt man sich in dem gemeinsamen Mittelpunkt der beiden Kreise auf ihren Ebenen senkrechte Linien errichtet, so stellt die senkrechte auf dem Äquator die Weltaxe dar; man sieht, daß auch sie sich mit dem Äquator selbst bewegen muß. Ebenso erkennt man, daß der Punkt, in welchem diese Ase das Himmelsgewölbe trifft, also der unveränderliche Himmelspol, an dieser Bewegung theilnehmen muß. Er bewegt sich langsam in einem ziemlich großen Kreise um den Punkt herum, in welchem die andere der vorhin erwähnten senkrechten den Himmel trifft. Allerdings ist die Bewegung des Poles so langsam, daß er seinen Kreis erst in 26 000 Jahren einmal beschrieben hat; aber sie ist doch so deutlich und groß, daß die Stellung der Sterne zum Himmels-pol dadurch nicht unerheblich geändert wird. Der bekannte Stern im Sternbild des kleinen Bären, den wir als Polarstern bezeichnen, stand zur Zeit des Hipparch noch um 12 Grad vom Pol entfernt. Seitdem ist der Pol beständig an ihn herangerückt und wird ihm um's Jahr 2100 näher als einen halben Grad kommen; dann aber wird der Pol sich wieder von diesem Sterne entfernen und nach 12 000 Jahren dem hellen Stern Vega im Sternbild der Leier so nahe sein, daß man dann wahrscheinlich die Vega als Polarstern bezeichnen wird.

War somit eine Bewegung des Himmels-poles erkannt, so war man doch weit von irgend einer Vorstellung über die Ursachen dieser Bewegung entfernt. Eine solche Frage konnte man sich erst vorlegen, nachdem man überhaupt den mechanischen Zusammenhang der Himmelserscheinungen erkannt hatte. Nachdem es Copernicus gelungen war, durch die Lehre von der Drehung und Bewegung der Erde die Ortsveränderungen der Planeten am Himmel in einfacher und übersichtlicher Weise darzustellen, nachdem dann Kepler die wahren Gesetze der Planetenbewegung aufgefunden hatte, konnte auch die Frage nach dem mechanischen Zusammenhange dieser Bewegungen in Angriff genommen und bewältigt werden. In der allgemeinen Anziehung aller Massen auf einander nach dem von Newton aufgefundenen Gesetze ergab sich die Grundlage für alle Berechnungen, durch die man Rechenschaft über die innere Nothwendigkeit aller Erscheinungen und Bewegungen erlangen konnte. (Schluß folgt.)

Winter den Coulissen.

Skizze von A. Masson-Forestier.

In einem alten Renaissancepalais in der Rue des Arbalétriers giebt der Herr Präsident de Froulay heute Abend ein glänzendes Fest zur Vorfeier der Vereinerung seines Hauses mit dem der Béthune-Sully, einer erlauchteren, ruhmbedeckten Familie, deren derzeitiges Oberhaupt Minister a. D. und Ritter verschiedener Orden ist.

Der Lieutenant Max de Froulay heirathet nächsten Donnerstag Fräulein Henriette de Béthune, das einzige Kind des besagten erlauchteren Ehepaars, ein zartes, liebreizendes, wenn auch ein klein wenig dünnköpfiges Persönchen, dessen anmuthige Erscheinung auf den letzten Maskenbällen in Dieppe der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war.

Da Braut und Bräutigam der „besten Gesell-

schaft“ angehören, so hat sich natürlich Alles in den altüberlieferten Formen der Etikette abgepielt, die der gute Ton für derartige Angelegenheiten vorschreibt. Es ist in jeder Beziehung die klassische Heirath großen Stils.

Selbstverständlich beten die Beiden einander an. Das ist eine unerläßliche Vorbedingung in einer Zeit, wo die poesielose Vermuthung ausschließlich der Bourgeoisie überlassen bleibt. Und zwar beten sie sich in schiedlicher Art und standesgemäßer Weise an, wie es sich für junge wohlherzogene Leute aus vornehmem Hause geziemt. Ihre Liebe macht sich nach außen ganz und garnicht auffällig bemerkbar, sie ist ganz Innerlichkeit, so etwa wie ein feiner Duft, den man eher ahnt als riecht.

Die Geschichte dieser Liebe ist überaus anziehend und reizvoll. Sie begann wie eine rechte Idylle. Natürlich blieb die aufkeimende Herzensangelegenheit zunächst vor den indiskreten Blicken der neugierigen Welt sorgsam gehütet, was bei Angehörigen solcher bevorzugter Lebenskreise im Grunde keiner besonderen Erwähnung bedarf. So war es fast ein Glück zu nennen, daß schließlich einige der eingeweihten Intimen aus der Schule plauderten, wodurch die über-raschte Welt gewisse pikante Einzelheiten erfuhr, an denen man in den wohlstandigen Salons der tugendschüßenden Gesellschaft sonst gemeinhin Anstoß zu nehmen pflegt.

Wie hübsch war beispielsweise nicht diese Laton-tennis-Partie auf dem thaufrischen Wiesenplan

unter dem wolkenbedeckten Himmel eines feuchtwarmen Sommervormittags. Die jungen Mädchen in einfachen hellen Wachsleibern im Rahmen der Tamariskensträucher, deren zartes Blattwerk so feine verschwimmende Linien zeigt, daß es wie ein laubfarbenes Nebelgebilde in der Luft zu schweben scheint. Man glaubt das fröhliche Geplauder der spielenden Mädchen zu hören und hier und da klingt ein halbunterdrückter Aufschrei herüber, wenn der zu kräftig geschleuderte Ball sich zu verlaufen droht. Welch' drollige kindliche Verzweiflung, wenn der Ausreißer im dichten unzugänglichen Gestrüpp verschwunden ist. Schon wollen die armen Dinger, die mit geknickten Nacken rathlos herumstehen, dieser Verzweiflung lauten Ausdruck geben, als sich plötzlich die Strauchhecke öffnet und der schöne Max im weiß schimmernden Planellanzuge wie der Schäfer Paris mit dem Apfel auf der Bildfläche erscheint. Mit verbindlichem Lächeln schreitet er auf die anmuthige Gruppe zu, beugt ritterlich das Knie und legt den Ball der hold erröthenden Henriette zu Füßen.

Aber auch der Forderung der dramatischen Steigerung ist durch die rührende Geschichte mit Jojo, dem Zwergpintcher des gnädigen Fränkens, reichlich Genüge geschehen. Eine tödtliche Welle hatte den sorglos am Strande Lustwandelnden menschlins überfallen und wie ein Schwamm weggeschwift. Das liebe Thierchen wäre unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn die Vorsehung im kritischen Augenblick nicht gerade den Lieutenant, der auf einem Spazierritt begriffen war, des Weges daher geführt hätte. Im nächsten Augenblick schon ist er aus dem Sattel, stürzt auf die Gefahr hin, seine schönen Reiterstiefel zu ruiniren, zur Unglücksstelle und entreißt den armen Jojo dem sicheren Tode. Ein holdseliges Lächeln verkündet die Jüge des jungen Mädchens, und ein Blick unwandelbarer Dankbarkeit aus thränenfeuchten Augen lobt dem Retter für seine hochherzige That.

Nachdem dann endlich der Heirathsantrag in offizieller Form angebracht ist, stellt sich auch das unvermeidliche Hinderniß, ohne das ja ein rechter Roman nicht zu Stande kommen kann, ein, und die Zeit der schmerzlichen Prüfungen nimmt ihren Anfang. Die Herzen der Liebenden bluten, denn der Herr Minister weigert sich hartnäckig, seine Zustimmung zu geben, und da Excellenz für seine Weigerung keine halbwegs stichhaltigen Gründe anzuführen weiß, so giebt sein unverständliches Verhalten den lieben Mitmenschen willkommenen Gelegenheit, sich in allerlei Muthmaßungen zu ergehen.

Bald durchschwirren die Stadt sonderbare Gerüchte. Die Sucht, der Sache auf die Spur zu kommen, zeitigt die bedauerlichsten, allen Respekt bei Seite setzenden Verdächtigungen. Man schont weder den Charakter der jungen Dame — geht man doch selbst so weit, Henriette als einjährige Pierpuppe hinzustellen, die die Aussicht, Vicomtesse zu werden, zum Sinn und Verstand gebracht hat — noch das Privatleben des jungen Mannes, dem man alle möglichen Laster und Schwächen nachsagt, ja nicht einmal die Vermögensverhältnisse der beiden hohen Würdenträger, die bekanntermaßen glänzend und über jeden Verdacht erhaben sind, werden einer böswilligen Kritik unterzogen.

So blieben die Dinge in der Schwebe, und die Hoffnung auf eine glückliche Lösung schwand immer mehr, als sich endlich Se. Hochwürden, der Herr Bischof, ansgesichts des zunehmenden Skandals in's Mittel legte. Rasch entschlossen setzte sich der geistliche Würdenträger in seine Staatskarosse, machte dem starrköpfigen Diplomaten seine Aufwartung und bestimmte ihn kraft seiner unwiderstehlichen Beredsamkeit, ein Gebührendes zu ermöglichen, dem des Himmels Segen um so weniger fehlen konnte, als es zwei so überaus überzeugungsstarke und glaubenseifrige christliche Familien mit einander zu vereinen bestimmt war.

Damit waren endlich die Wolken, die den Horizont verdunkelten, zerstreut und die häßlichen Gerüchte zum Schweigen gebracht. Es ist nun auf einmal Jedem sonnenklar, daß es einzig und allein die leidige Politik gewesen, die die Väter — der eine ist Bonapartist, während der andere das Recht des

legitimen Könighauses verächt — trennte. Wie gut, daß die Religion zu rechter Zeit bei der Hand war, um die hochgehenden Wogen der Parteilichschaft zu glätten.

In diesem Augenblick steht also Alles zum Besten. Das Programm ist im Voraus bis in's Kleinste hinein vorgelesen und geregelt. Jeder Tag bringt die wunderbarsten Blumenarrangements. Sie kommen aus Gent, das zur Zeit in besonderem Ruf steht, Paris ist nach dieser Richtung nicht mehr tonangebend. Max strahlt vor Glückseligkeit und findet für seine Braut auch das Schönste kaum gut genug. Er überschüttet sie mit verschwenderischer Hand mit Perlen und funkelndem Geschmeide.

Daß die beiden illustren Familien über die weltlichen Nichtigkeiten die Fürsorge für das geistliche Wohl des jungen Paares nicht vergaßen, bedarf bei ihrem hochentwickelten religiösen Sinn kaum ausdrücklicher Hervorhebung; so hat es denn auch die gewissenhafte Gemahlin des Ministers an Bemühungen nicht fehlen lassen, sich des päpstlichen Segens für die Eheheftung bei Zeiten zu versichern. Der Herr Nuntius, der vergangenen Winter bei ihr zum Diner war, hat ihr diesen Segen für übermorgen bestimmt versprochen.

* * *

Wenn je eine Gesellschaft einen schönen und gelungenen Verlauf nahm, so war es diese Polterabendfeier.

In einem lauschigen Winkel, einer Art Wintergarten, sitzen die Herren verschiedenen Alters auf dem Sopha und plaudern gemüthlich. Der Eine, ein corpulenter Herr mit wulstigen Lippen, sonnengebräuntem Teint und schnarrender Stimme, ist ein ländlicher Generalrath und großer Jäger vor dem Herrn. Nach der Ungenirtheit zu urtheilen, mit der er sich über Max ausdrückt, scheint er mit dem Lieutenant auf recht vertrautem Fuß zu stehen.

„Sie glauben also allen Ernstes, daß er seiner jungen Wittib den Laufpaß gegeben hat? Ja, wie Teufel hat er das nur angestellt? So viel ich weiß, war doch ein Kind da!“

Der Herr Generalrath bricht in schallendes Gelächter aus. Er ist etwas derb und geradezu und ein Spatzvogel obendrein, zudem hat er schon, ehe er hierher kam, gut dinirt.

„Kuriose Frage! Gerade des Balges wegen hat er ihr eben den Laufpaß gegeben!“

„Was Sie sagen! Und sie hat dagegen nichts einzuwenden?“

„So viel ich weiß, ist sie eine gar stolze Person, die sich nicht dazu herbeiläßt, um Liebe zu betteln. Und im Uebrigen wird er sich wohl auch anständig abgefunden haben.“

„Abgefunden? Ja, ist er denn wieder flott?“

„Max? Du mein Gott, der besitzt nichts weiter als Schulden, und sein Herr Papa hat sich in allerlei bedenklichen landwirthschaftlichen und industriellen Unternehmungen total festgefahren. Ueberall, wo etwas los ist, muß auch der Präsident dabei sein, sintemalen er sich für ein Finanzgenie erster Größe hält. Hat er es sich doch selbst nicht nehmen lassen, vor zwei Jahren zusammen mit Baron Vieuvätrages, dem ehemaligen Löwen der Tuilerien, den Sie ja Alle kennen, das Seebad Roches-Monges zu gründen. Für ein Kurhaus, Hotels, Badeanstalten und alle Bequemlichkeiten, die nur der neuzeitliche Komfort zu bieten vermag, war auf's Herrlichste gesorgt, schade nur, daß sich die Badegäste nicht einstellen wollten. Na, glücklicherweise hat ja Max endlich in der Kleinen das langersehnte große Portemonnaie gefunden!“

„Wo Teufel hat Max aber das Geld hergenommen, um all' die Kosten der Verlobungszeit zu bestreiten?“

„Er hat einfach auf die zu erwartende Wittgift hin Schulden gemacht. Das wird immer so gemacht, mein Lieber.“

„Sie scheinen mir da bedeutend auf dem Holzwege zu sein, Verehrtester! Mit dem Vermögen des Herrn Ministers ist es nicht weit her. Er zahlt Max nur die Zinsen des Kapitals, was immer sehr bezeichnend ist. Sein Schloß ist mit Hypotheken überlastet . . .!“

Die Zuhörer geben durch lebhafte Gesten ihrem Erlaunen Ausdruck, und der indiscrete Schwäger fährt mit gedämpfter Stimme fort: „Ich kann Ihnen des Weiteren versichern, daß es dem Minister verzeufelt schwer fallen würde, die Kosten seines Hausstandes zu bestreiten, wenn er nicht bei zwei oder drei Versicherungsgesellschaften das einträgliche Amt eines Aufsichtsrathes hätte.“

„Das hätte ich mir freilich nicht träumen lassen. Bei diesen Rentiers, deren Vermögen in's Ungeheure geschätzt wird, weiß man gerade am wenigsten, was wirklich dahinter steckt. Das sieht, aus angemessener Entfernung betrachtet, gar stattlich aus, aber im Grunde ist der mit der Vermögensverwaltung beauftragte Notar der Einzige, der einen Blick hinter die Coulissen werfen kann!“

„Pst! Da kommt ja gerade des Herrn Ministers getreuer Sachwalter!“

„Guten Abend, Maitre Anquetin,“ begrüßt der Generalrath mit verbindlichem Lächeln einen biden, breitschulterigen Herrn, der eben nähertritt. „Wie steht's mit dem Ehekontrakt? Ist Alles in Ordnung und hat die Braut schon den obligaten Kuß erhalten? Suchen Sie uns?“

„Nein, meine Herren!“ antwortet der Notar mit dem näselnden Ton seines volltönenden Organs. „Nein! Ich suche den Präsidenten und den Minister, die beiden Papas!“

„Wie schade! Wir hätten Ihnen gern einen guten Platz an der Tafel reservirt. Sie sind ein so prächtiger Tischgenosse!“

„Nun, das wird sich schon noch ermöglichen lassen. Ich will nur mit den beiden Herren eine Unterredung für später verabreden und bin im Augenblick wieder hier!“

Maitre Anquetin eilt im Lauffschritt davon. „Ist's wahr, daß der Alte seine fünf Millionen in der Tasche hat?“

„Man sagt so, und unmöglich ist die Sache wahrhaftig nicht. Der Schlanberger hat Leute genug über den Köffel barbiert! Bedenken Sie doch, daß er den ganzen Adel der Provinz in der Hand hat, in dieser plumpen, ungeschlachten Hand, die ihre Leute mit eisernem Griff festhält. Er diktiert ihnen seine Bedingungen nach Gefallen, weiß er doch nur zu gut, daß alle diese Leute, um einem Standaal aus dem Wege zu gehen, sich ruhig das Fell über die Ohren ziehen lassen.“

* * *

Die Vorbereitungen für die Soupés sind im vollen Gange. Ueberall stehen kleine, mit aller Sorgfalt gedeckte Tischchen. Die Musik hat ihr Spiel eingestellt. Von allen Seiten eilen die Tänzer herbei, die Einen mit hochgerötheten Gesichtern, die Andern bleich und erschöpft mit zerknittertem Hemdfragen und müden, glanzlosen Augen. Zumal der Tisch, an dem für Herrn Anquetin ein Platz belegt wurde, ist das Ziel, dem Alle zustreben. Er ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter und versteht es gar prächtig, durch lustige Schnurren und un'erhaltensame Indiskretionen dem Tischgespräch die rechte Würze zu geben.

Da ist er auch schon. Er nimmt hastig Platz, entfaltet mit raschem Griff die Serviette, schenkt sich ein Glas Wein ein und trifft unter den Schüsseln seine Wahl. Wie immer, wenn er bei Tisch sitzt, ist der Notar auch Leute bester Laune und wartet nur auf die Gelegenheit, um loszuziehen.

„Und nun, Maitre Anquetin, bitten wir um eine hübsche Geschichte!“

„Einen Augenblick, meine Herren,“ murmelt der Notar, der gerade dabei ist, ein großes Stück Wildpafete hinunter zu wirgen und der seine liebevolle Aufmerksamkeit zwischen dem Teller und seinem in blendender Weiße erstrahlenden Oberhemde, das er zu beschmutzen fürchtet, theilt. „Gewiß, es wird mir schon was einfallen! Halt, da denk' ich gerade an eine Sache, die Sie interessieren dürfte . . .“

Just in dem Augenblick nähert sich ein Lakai dem Notar und tuschelt ihm in's Ohr: „Der Herr Minister und der Herr Präsident lassen sagen, daß sie den Herrn Notar erwarten.“

„Jetzt schon? Aber ich habe doch ausdrücklich gesagt nach dem Souper!“

„Die Herren haben bereits soupiert.“

„Aber ich noch nicht! Ich fange eben erst an... Schon gut, in fünf Minuten werde ich kommen.“

Kaum ist der dienstbare Geist verschwunden, so beginnt Herr Anquetin seine Geschichte. Er ist gerade an der spannendsten Stelle, als der Unglücksfall von vorn wieder hinter seinem Stuhle sieht.

„Die Herren lassen dem Herrn Notar sagen...“

„Ja, ja, ich weiß schon! Ich komme sofort!“

Er erhebt sich, verabschiedet sich von seinen Freunden und bemerkt mit verschämtem Lächeln: „Uebrigens endet die Geschichte ganz anders, als Sie zu glauben scheinen.“

„Nein, so billigen Kaufs lassen wir Sie nicht fort, Vater Anquetin. Jetzt, wo Sie uns den Mund wässrig gemacht haben...“

Das joviale Gesicht des alten Notars hat aber plötzlich einen so ernsten, strengen Ausdruck angenommen, daß die Herren nicht weiter in ihn bringen. „Und jetzt das Geschäft!“ murmelte er im Fortgehen.

In einem kleinen Zimmer des zweiten Stockes findet Herr Anquetin die beiden Herren, die vor dem Kamin mit augenscheinlicher Ungeduld auf ihn warten. Es sind beides Leute, die streng auf Beobachtung der Form halten, im Uebrigen aber von ganz entgegengelegter Charakteranlage: der Eine skeptisch und zum Spott aufgelegt, während der Andere aus seiner diplomatischen Zurückhaltung schwer herauszubringen ist. Die banalen Unterhaltungssphrasen, die den an den Salonten gewöhnten Leuten der hohen Gesellschaft stets zur Verfügung stehen, sind schnell verbraucht. Seit zwanzig Minuten unterhalten sich die Drei, ohne sich etwas zu sagen, was der Situation immer einen peinlich gezwungenen Charakter giebt. Herr de Froulay sitzt mit gekrenzten Beinen und nachlässiger Haltung da und raucht eine dicke Zigarre, deren weiße Asche er mit Aufmerksamkeit betrachtet.

„Sie haben uns aber höflich lange warten lassen, Maitre Anquetin!“ ruft der Herr Minister, um endlich zur Sache zu kommen. „Erst verabreden Sie inmitten eines Festes und noch dazu zu ganz ungewohnter Stunde ein Rendez-vous und dann kommen Sie nicht.“

„Mein Gott!“ antwortet der Notar mit leichtem Achselzucken, „ich hatte es nicht zu eilig, Ihnen das Vergnügen dieses hübschen Festes zu vergällen.“ Er scheint garnicht zu bemerken, daß die beiden Herren mit gespannter Aufmerksamkeit auf eine Erklärung seiner leicht hingeworfenen Aeußerung lauern, sondern geht gemächlich, die Arme auf dem Rücken verschränkt, auf und ab und redet in gemüthlichem Plauderton weiter: „Ich bin eben erst vom Tische aufgestanden. Ihr Souper, Herr Präsident, war übrigens über alle Maßen vortreflich, die Idee, das übliche Frühstück durch ein kleines Ballfest entsprechend zu ergänzen, ist eine überaus glückliche. In der Provinz erlernen sich besagte Frühstück-Arrangements keiner besonderen Beliebtheit. Man findet das, ich möchte fast sagen zu, zu...“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbricht ihn der Präsident. „Es geschah auch wirklich nicht des Vergnügens wegen, daß ich diesen Ball gegeben habe...“

„Für dessen Kosten ich nicht aufkommen möchte. Nein, wahrhaftig nicht!“ (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Der Zukunft Krone.*

Dem Mann der Arbeit — und ob er schwingt
Die Axt in der nervigen Rechten,
Und ob er das Gold aus der Erde ringt,
Aus des Bergwerks dämmernden Schächten,
Ob er lehrt und schafft und die Feder hält
Und den Meißel führt, — ihm gehört die Welt,
Ihm gehört der Zukunft Krone!

Wir haben gebeugt in Krohn und Tock
Den truhigen Nacken lange, —
Und heimlich glühte das Herz uns doch
Bei des Hammers ehernem Klange.
Der Schweiß, der nieder die Stirn uns rann,
Er adelt uns Alle, Weib und Mann,
Und giebt uns der Zukunft Krone.

Wir wollen kein feiges, kein halbes Geschlecht,
Kein kräftendes Wort, uns zum Hohne:
Wir wollen für Jeden sein heiliges Recht,
Für Jeglichen Arbeit, die lohne, —
Und Freude, wo brennend die Thräne jehlt fällt,
Und Frieden der ganzen, der seufzenden Welt
Und dem Volke der Zukunft Krone!

Clara Müller.

der Berliner Maler, hat in dem Gemälde, das wir heute zur Abbildung bringen, ein anziehendes Motiv dieser Art festgehalten. Es geht zum Abend. Erste Schatten laufen über die Szene, der Horizont ist noch licht. Links, so dicht am Ufer, daß die Grundrißlinien der vorderen Häuser im Wasser stehen, das Dorf, die niedrigen hochgiebligen Häuser, deren Farbe, das gelbliche Braum der Wände und das Mattroth der Ziegel, unsere Abbildung nur andeuten kann. Von rechts schiebt sich eine Landspitze in den Strom hinein, und im Hintergrunde schließt das niedrige Land das Bild ab. Alles Leben konzentriert sich auf dieses Wasser. Ein leises Zittern nur geht über den glatten Spiegel, so daß die Silhouetten der Häuser, der Masten, die in der schwersten Luft schon nicht fest umrissen sind, im Wasser verschwimmen. Ruhig steht vorn ein junger Schiffer mit der Angel. Eine leichte Schwermuth ist der Charakter wie der meisten holländischen Landschaften so auch dieses Bildes, eine friedliche Feierabendstimmung. —

Den innerafrikanischen Urwald, wie er ihn auf seinen Reisen zwischen Kongo und Mongalla kennen gelernt, schildert Franz Thonner in seinem neuen Buche: „Im afrikanischen Urwald“ (Berlin, Dietrich Reimer). Bei dem Worte „Wald“ pflegt den Europäer ein wohlgees Gefühl zu beschleiden, in der Erinnerung mancher erquickenden Wanderung unter seinen rauschenden Wipfeln. Wer dagegen einen afrikanischen Urwald bereist hat, denkt ohne Entzücken an ihn zurück. Hoch über das Unterholz empur erheben sich alte Bäume, meist durch bedeutende Zwischenräume von einander getrennt. Wo der Wald in der Nähe der Dörfer gelichtet wurde, da bilden solche stehengebliebene Baumriesen mit ihren schlanken Stämmen und verschiedenen geformten Kronen eine hervorragende Zierde der Landschaft. Im Walde dagegen kommt die schöne Form der Krone nicht zur Geltung. Die Zwischenräume zwischen diesen älteren Bäumen sind durch zahlreiche dünne Stämmchen ausgefüllt, die so schnell als möglich nach oben, nach Licht und Luft streben. Dichte, unregelmäßig hin- und hergebogene, strickähnliche Lianen hängen von den hohen Wäldern herab und reichen dem Walde, wo sie vorkommen, keineswegs zur Zierde. An vielen Stellen wachsen zwischen dem Unterholz hohe krautige, theils aufrechte, theils kletternde Scitamineen und bilden daselbst ein undurchdringliches Dickicht.

Dazwischen schlängelt sich nur der Weg, bedeckt von abgefallenen Zweigen und Früchten der verschiedensten Größe, oft durch umgestürzte Baumstämme unterbrochen, an vielen Stellen von Sträuchern und noch mehr von den erwähnten Scitamineen überwachsen, sehr häufig auch von Wasser angefüllt, welches sich hier als an einer tiefer gelegenen Stelle angesammelt hat. Der Marsch auf einem solchen Waldwege gleicht mehr einer Turnübung als einer Wanderung. Während der Reise über die den Weg versperrenden Nester und Baumstämme klettert und bemüht ist, dem Wasser nach Möglichkeit auszuweichen, schlagen ihn die überhängenden Zweige des Unterholzes und der dazwischen wachsenden Stauden in's Gesicht und überschütten ihn mit Ameisen. In der Nähe der Wache sind die Wege meist so weit unter Wasser, daß man bis über die Kniee darin waten muß.

Die Bäume des Urwaldes haben meist einen hohen und schlanken Stamm, doch erreichen sie im Alter bisweilen auch einen bedeutenden Umfang. Ihre Wurzeln erstrecken sich dann gewöhnlich in schräger Richtung hoch am Stamm hinauf und sind bis zum Erdboden herab

mit ihm verwachsen, so daß sie leistenförmig vorspringende Tafeln, Stützplatten, an seinem Grunde bilden. Die meisten Bäume sind immergrün. Die jungen Blätter an den Spitzen der Triebe sind häufig roth gefärbt. Dagegen sieht man nur wenig Blüthen von auffallender Farbe; wo solche vorkommen, gehören sie meist Sträuchern oder Schlinggewächsen an. Im August und September, zur Zeit der Reife, tragen die meisten Bäume bereits reife Früchte; der Boden war oft von abgefallenen, zum Theil bereits keimenden Früchten bedeckt. Manche von ihnen erreichen den Umfang eines großen Kürbisses und ein Gewicht von 20 Kilogramm; einige sind essbar. Palmen, namentlich Delpalmen und Wein- oder Bambupalmen kommen fast nur in der Nähe der Flüsse in großer Menge vor. Die meisten älteren Bäume des Waldes tragen am Stamm und in der Krone, namentlich an der Stelle, wo die Krone beginnt, zahlreiche schwarze oder braune mannigfacher Art. Auch einige schwarze oder braune kommen an solchen Stellen vor. Moose bilden oft sehr schöne Zeichnungen auf Baumstämmen, sind aber im Ganzen nicht so häufig als man bei dem großen Feuchtigkeitsehalt der Luft erwarten sollte. Dagegen sind kleine Pilze sehr zahlreich vertreten, namentlich sind die meisten umgestürzten und bereits modernden Baumstämme von solchen bedeckt. Krautige Schlinggewächse finden sich fast nur in den Lichtungen, namentlich am Ufer der Flüsse; holzige dagegen kommen auch im Innern des Waldes in großer Menge vor. Die Kautschukbäume ist in mehreren Arten vertreten. Ihre Früchte sind kugelförmig, von der Größe einer Orange und gelblich oder rötlich gefärbt; sie bergen unter ihrer dicken, lederigen Schale eine Anzahl Samen, die von einem saftigen, außen süßen, innen säuerlichen Samenmantel umgeben sind, der nicht nur von den Eingeborenen, sondern auch von manchen Europäern nicht ungenüßlich gegessen wird.

Aus der Thierwelt sind die Insekten reichlich vertreten, namentlich durch Ameisen und Schmeißlinge. Letztere kommen besonders in den Lichtungen in der Nähe der Dörfer in großer Zahl und Mannigfaltigkeit vor. Auch Bienen, die guten Honig geben, sowie Taubenzüchter sind zahlreich, Käfer giebt es dagegen weniger. Die höhere Thierwelt scheint nicht sehr reichlich vertreten zu sein. Schlangen trifft man verhältnismäßig selten, kleine Eidechsen dagegen häufig. Auch Vögel giebt es nicht wenige, am häufigsten noch den grauen Papagei mit kurzem rothen Schwanz, der auch von den Eingeborenen oft gezähmt wird. Kleine Affen, Leoparden, Wildkatten, Antilopen, Wildschweine und Elefanten sollen häufig sein.

Oft erfüllt ein moderiger Kellergeruch die Luft; selten sieht man ein blühendes Gewächs, auch hört man nur selten die Stimme eines Vogels oder eines anderen Thieres, erst bei Sonnenuntergang macht sich eine Art Grillen durch lautes Zirpen bemerkbar. Die einzige Annehmlichkeit, die der Urwald bietet, ist die Kühle, die dort herrscht; man kann auch zur Mittagszeit in demselben marschiren, ohne durch große Hitze belästigt zu werden. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

* Aus „Mit rothen Kressen“. Ein Gedichtbuch. Großehahn, Baumert und Koenig.